

Der verbannte Unsterbliche

Ha Jin

Der verbannte Unsterbliche

Das Leben des Tang-Dichters Li Bai

Aus dem amerikanischen Englisch von
Susanne Hornfeck



Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

Einleitung	7
1. Herkunft	12
2. Fern von zu Hause	31
3. Zurück in der Heimatstadt	47
4. Abschied von Sichuan	55
5. Abschweifungen	65
6. Heirat	79
7. Eheleben	89
8. In der Hauptstadt	99
9. Fern der Hauptstadt	116
10. Im Norden	125
11. Im Süden	135
12. Umzug nach Lu	148
13. Frauen	157
14. Zurück in der Hauptstadt	168
15. Politische Verstrickungen	183
16. Zwei Sterne begegnen einander	192
17. Leben im Übergang	199

18. Wieder unterwegs	209
19. Eine neue Ehe	222
20. An der Nordostgrenze	229
21. Auf dem Weg in den Süden	239
22. Ein unerwarteter Gast	252
23. Flucht vor den Rebellen	259
24. Im Gefängnis	269
25. Enttäuschung und Ende	278
26. Nachtrag	290
Li Bai übersetzen – Nachbemerkung von Susanne Hornfeck	294
Anmerkungen	297
Literatur	302
Quellennachweis	303
Danksagung	303

Einleitung

Er hat viele Namen. Im Westen nennt man ihn Li Po, und die meisten ins Englische übersetzten Gedichte führen diesen Namen, der manchmal auch Li Bo transkribiert wird. Doch in China kennt man ihn als Li Bai. Zu seinen Lebzeiten (701–762) hatte er noch weitere Namen – Li Taibai, Einsiedler vom Blauen Lotos oder Li Zwölf. Letzterer ist ein familiärer Kosenamen, der besagt, dass Bai der zwölfte unter den Brüdern und Cousins väterlicherseits war. Seine Freunde und Dichterkollegen redeten ihn gern so an; manche widmeten ihm sogar Gedichte mit dem Titel »Für Li Zwölf«. Bei seinem Tod galt er als berühmter Dichter, und seine Bewunderer bezeichneten ihn als *zhexian*, als Verbannten Unsterblichen. Dieser Beinamen legt nahe, dass er als Bestrafung für schlechtes Benehmen vom Himmel auf die Erde verbannt wurde. In den zwölf Jahrhunderten seit seinem Tod wurde er aber auch bewundernd *shixian* genannt, Unsterblicher der Dichtkunst. Weil er gern und exzessiv trank, bekam er außerdem den Beinamen *jiuxian*, Unsterblicher des Weins. Noch heute ist es unter den Bewunderern seiner Lyrik üblich, Hunderte von Kilometern auf den Spuren seiner Wanderschaft zurückzulegen, eine Art Pilgerreise. Viele Schnaps- und Weinsorten tragen seinen Namen; er ist zu einer allgegenwärtigen Marke geworden, mit der Hotels, Restaurants, Tempel, ja selbst Fabriken für sich werben.

Im englischen Sprachraum ist er außer als Li Po noch unter den Namen Li T'ai Po und Rihaku bekannt. Der erste ist eine alternative phonetische Transkription seines ursprünglichen chinesischen Namens Li Taibai, den die Eltern ihm gaben. Und Ezra Pound nennt ihn in *Cathay*, seiner Sammlung von Übertragungen klassischer chinesischer Lyrik, *Rihaku*, denn er übersetzte diese Gedichte mithilfe nachgelassener Notizen des amerikanischen Orientalisten Ernest Fenollosa, der Li Bais Werk während eines Japan-Aufenthalts auf Japanisch kennenlernte. Pounds freie Übertragung von Li Bais »Die

Frau des Flusshändlers: Ein Brief« ist in vielen Lehrbüchern und Anthologien enthalten und gilt als Meisterwerk der modernen Lyrik. Es ist für Pound zu einer Art Markenzeichen geworden, sein womöglich bekanntestes Gedicht. Aus Gründen der Einheitlichkeit und Klarheit wollen wir uns im Folgenden auf den Namen Li Bai beschränken.

Dem Dichter werden auch mehrere Tode zugeschrieben. Seit Jahrhunderten gab es immer wieder Leute, die behaupteten, er wäre gar nicht gestorben und sie hätten ihn da und dort gesehen.¹ Über das genaue Datum und die Umstände seines Todes herrscht Unklarheit. Im Januar 764 erließ der frisch inthronisierte Kaiser Daizong ein Dekret, das Li Bai als Berater an den Hof berief, eine Stellung, die trotz des hochtrabenden Titels mit wenig Einfluss verbunden war. Für einen Mann von Bildung und Ambition bedeutete sie dennoch eine große Auszeichnung, einen Beweis für kaiserliches Wohlwollen und Großherzigkeit – und im Fall von Li Bai war es eine teilweise Wiedereinsetzung in die hohe Position, die er einst am Hof innegehabt hatte. Als das kaiserliche Dekret im Kreis Datung in der Provinz Anhui eintraf, wo Li Bai sich angeblich aufhielt, gerieten die dortigen Beamten in große Verlegenheit, denn sie konnten ihn nicht ausfindig machen. Bald stellte man fest, dass er seit mehr als einem Jahr nicht mehr lebte. Woran er gestorben war und an welchem Tag, ließ sich nicht mehr feststellen. Daher lässt sich heute nur sagen, dass Li Bai trotz seiner Berühmtheit irgendwann im Jahr 762 unbemerkt für immer eingeschlafen sein muss.

Doch einen so unspektakulären Tod wollten die Verehrer seiner Poesie nicht hinnehmen. Bald kamen unterschiedliche Versionen über sein Ableben in Umlauf, Geschichten, die zum romantischen Image seiner Dichterpersönlichkeit passten und einen stimmigen Abschluss für sein turbulentes Lebens bildeten. In einer Variante starb er an Alkoholvergiftung, was gut zu seiner lebenslangen Trunksucht passte. Eine andere ließ ihn an chronischem Lungenabszess sterben – einer Eiterung in Lunge und Brustraum. Diese Version taucht erstmals bei Pi Rixiu (838–883) in dessen Gedicht »Sieben Lieben« auf: »Verfaulte Rippen zwangen ihn nieder / und schickten seine trunkene Seele ins Jenseits.« Auch wenn wir diese Behauptung nicht belegen

können, klingt sie plausibel. Eine solche Krankheit könnte tatsächlich durch Alkoholmissbrauch begünstigt worden sein. Möglicherweise hatten sich in seinen letzten Jahren Trunksucht und Armut auf die Lunge geschlagen. Die dritte Todesart ist weitaus fantastischer. In dieser Version erkrankte er, als er betrunken das Spiegelbild des Mondes im Fluss umarmen wollte; er sprang aus dem Boot, um die ewig wandernde Mondscheibe zu erhaschen.

Auch wenn diese Szene einen Beigeschmack von Suizid hat und zu romantisch klingt, um glaubhaft zu sein, ist sie bei weitem die populärste – nicht zuletzt, weil Li Bai, wie seine Gedichte belegen, den Mond besonders liebte. Schon als kleines Kind war er von ihm fasziniert. In seinem Gedicht »Nächtliche Wanderung in Gulang« schreibt er: »Als Kind wusste ich nicht, was der Mond war / und nannte ihn die weiße Jadescheibe. / Dann fragte ich mich, ob er vielleicht ein Spiegel wäre, / der von der Jaspis-Terrasse wegflog und auf grünen Wolken landete.« Li Bai ist der erste in der chinesischen Lyrik, der das Bild des Mondes vielfältig eingesetzt und dessen Erhabenheit, Reinheit und ewige Wiederkehr gefeiert hat. Er stellte sich den Mond als heitere Landschaft vor mit großartigen Behausungen für die *xian*, die Unsterblichen, die dort umgeben von göttlicher Fauna und Flora und eigenen Haustieren lebten. Im alten China unterschied man nicht zwischen göttlich und menschlich; der imaginierte Himmel war in seiner Landschaft, seiner Architektur und seinen Bewohnern der Menschenwelt durchaus ähnlich, bloß fantastischer. War ein Mensch kultiviert genug, so konnte er in die Reihen der Göttlichen aufsteigen und ein *xian* werden. In vielen chinesischen Tempeln wurden derlei Gottheiten verehrt, und der Himmel war von ihnen bevölkert – mächtige, sorglose, unsterbliche Übermenschen.

In Li Bais Gedichten steht der Mond auch für das eigene Zuhause oder den Geburtsort, ein himmlischer Leuchtturm, allgegenwärtig und verlässlich, der selbst von jenen gesehen und geteilt wurde, die sich fern der Heimat aufhielten. In seinem wohl bekanntesten Gedicht »Nachtgedanken«* heißt es: »Das Haupt erhoben schau ich auf zum

* Übersetzt von Günter Eich, in: Wilhelm Gundert, Annemarie Schimmel u. Walther Schubring (Hg.), *Lyrik des Ostens*, München 1978, S. 296.

Monde, / das Haupt geneigt denk ich des Heimatdorfs.« Die Legende von seinem Versuch, den Mond zu umarmen, kann als die ultimative Erfüllung dieses Wunsches und dieser Vision gelten – eine geistige Himmelfahrt in umgekehrter Richtung. Manche seiner Zeitgenossen glaubten, er sei in seinem vorherigen Leben ein Stern gewesen und durch die Vereinigung mit dem Mond im Wasser in jene himmlische Sphäre zurückgekehrt, die er einst bewohnte. In der knappen »Biografie des Li Bai«, die in die *Neueren Tang-Annalen* aus dem 11. Jahrhundert Eingang gefunden hat, heißt es: »Als seine Mutter Li Bai zur Welt brachte, träumte sie von der Venus und gab ihm den Namen Taibai (Morgenstern).«

Die nachgeborenen Dichter haben diesen mondhellen Tod weitergetragen. Obgleich sie wussten, dass er nicht der Wahrheit entsprach, feierten sie diesen strahlenden Moment in ihren Versen. Noch heute schwelgen die Liebhaber von Li Bais Gedichten in diesem Mythos. Ein zeitgenössischer Biograf behauptet gar, Li Bai »ritt auf einem Wal und schwamm auf den Wellen dem Mond entgegen«. ² Die Himmelsreise wird aus der Sicht des enttäuschten, trunkenen Dichters geschildert, so als würde Li Bai auf diese Weise an seinen angestammten Platz im Himmel zurückkehren. Diese Romantisierung zeigt, dass selbst die Forschung um Li Bai solchen Legenden und Mythen nicht widerstehen konnte. Weil die Menschen mit dem Dichter ein glorioses Ende verbanden, schrieben sie die Legende von der Umarmung des Mondes eifrig fort.

Neben solch fantasievollen Glorifizierungen ist uns eine einzige deutliche Stimme erhalten, die noch zu Lebzeiten des Dichters dessen Exilsituation klar benennt. Sein treuer Freund und Dichterkollege Du Fu klagt in seinem Gedicht »Träumen von Li Bai«:

冠蓋滿京華 斯人獨憔悴
孰云網恢恢 將老身反累
千秋萬歲名 寂寞身後事
《夢李白》

In der Hauptstadt wimmelt es von Kutschen und Amtstrachten,
nur du musst trotz deiner Gaben im Elend leben.
Wer sagt, die Wege des Himmels seien gerecht,
wo du selbst im Alter dem Unheil nicht entgehst?
Obgleich dein Ruhm zehntausend Jahre währen sollte,
wird es still sein um dich, nachdem du gegangen bist.

1. Herkunft

Wenn wir über den Dichter sprechen, sollten wir im Auge behalten, dass es drei Li Bais gibt: den tatsächlichen Li Bai, den Li Bai der Autofiktion und jenen Li Bai, den die historische und kulturelle Imagination hervorgebracht hat. Es sollte unser Ehrgeiz sein, den tatsächlichen Li Bai so klar wie möglich hervortreten zu lassen, zugleich aber die Beweggründe und Folgen seiner Selbsterfindung zu verstehen. Dabei dürfen wir nicht vergessen, dass ein solcher Ehrgeiz notwendigerweise vom Mangel an belastbarem Material über sein Leben in die Schranken gewiesen wird.

In den vergangenen Jahrzehnten sind etliche Chronologien zu Li Bais Leben erschienen. Sie sind einander in Inhalt und Herangehensweise sehr ähnlich und führen die wichtigsten biografischen Ereignisse auf, wie sie sich aus dem Werk – der wichtigsten Quelle seiner Selbsterfindung – ablesen lassen. In jeder dieser auf Chinesisch verfassten Biografien wird das Leben des Dichters auf der Grundlage solcher Ereignisse rekonstruiert. Drei der aufeinander rekurrierenden Arbeiten liegen meinen Ausführungen hauptsächlich zugrunde: die *Kritische Biografie des Li Bai* von Zhou Xunchu; die *Biografie von Li Bai* von Li Changzhi; und *Li Bai: Eine Biografie* von An Qi. Auf Englisch hat Arthur Waley vor fast siebzig Jahren sein Buch *The Poetry and Career of Li Po* vorgelegt. Wenngleich die Informationen in diesem schmalen Bändchen unvollständig und in mancher Hinsicht überholt sind, basiert die Monografie doch immer noch auf solider Forschung und enthält kluge Einschätzungen, auf die ich zurückgreifen konnte. In den letzten Jahrzehnten hat das Li-Bai-Institut in der Stadt Ma'anshan regelmäßig Sammelbände mit akademischen Aufsätzen herausgebracht, von denen mir einige für dieses Buch hilfreich waren. Wie die Biografen stützen sich auch die Wissenschaftler vornehmlich auf die Originalgedichte. Über die Jahrhunderte hinweg haben Leser aus ihnen Geschichten und Episoden gesponnen, die

Hinweise in den Gedichten aufgreifen. Glaubt man allerdings Li Bais Onkel Li Yangbing, so sind »neun von zehn seiner Gedichte« verloren gegangen. Das überlieferte Werk besteht lediglich aus zwei Sammlungen, die sein Schüler Wei Hao und Li Yangbing zusammengestellt haben – insgesamt etwa tausend Gedichte und Essays –, und sie sind nur ein Bruchteil der enormen Arbeitsleistung des Dichters.

Li Bais eigene Gedichte stellen natürlich unsere wichtigste Quelle dar, doch auch einige seiner Freunde haben über ihn geschrieben. Wir besitzen eine Handvoll Gedichte und kurze Prosastücke, die sich zu seiner Persönlichkeit und Erscheinung äußern. Die Zeitgenossen beschreiben seine imposanten Gesichtszüge und sein unbekümmertes Wesen. Wei Hao schildert ihn mit strahlenden Augen und einem kraftvollen, entschlossenen Mund: »Seine Augen waren von durchdringender Helligkeit, und sein Mund glich dem Rachen eines hungrigen Tigers. Oft hatte er eine Schärpe um den Leib, was ihm eine lässige, aber elegante Note gab. Weil er in Qi (dem heutigen nordöstlichen Shandong) als Taoist initiiert worden war, trug er eine bestickte schwarze Kappe.«¹ Solche Kappen waren in der damaligen Zeit bei taoistischen Meistern üblich. In den darauffolgenden Jahrhunderten entstanden einige Porträts von Li Bai, die sich ganz offensichtlich an Wei Haos Beschreibung orientieren. Gao Shis Verse zeigen uns einen großen, stattlichen Mann mit gebieterischer Ausstrahlung: »Herzog Li besitzt angeborene Größe. / Ein starker Mann stark mit geradem Rücken. / Sein Geist streift durch unterschiedliche Welten, / doch seine Kutte und Taoisten-Kappe entsprechen der hiesigen Mode.«² Li Bai muss heiter und extravagant gewesen sein; mehrfach hat er sich selbst eine »unbekümmerte Wesensart« bescheinigt und sich als jemanden beschrieben, der sich nicht wirklich für die ihm vorbestimmte Beamtenlaufbahn eignete. Auch die Geschichten über seine Alkoholexzesse zeugen von einem eher unkonventionellen Charakter. Du Fu preist ihn als standfesten Trinker und sagt: »Selbst wenn der Sohn des Himmels ihn rief, / würde er kein Boot besteigen.« In einem anderen Gedicht spricht Du Fu von »einem bewundernswerten Knochenbau«, was zu Gao Shis Zeile passt: »Ein starker Mann mit geradem Rücken.«

Außerdem verfügen wir über ein seltenes materielles Zeugnis, das uns direkten Einblick in Li Bais Charakter und seine Fähigkeiten gewährt: Eine kleine Schriftrolle mit vierundzwanzig Schriftzeichen in eigenhändiger Kalligrafie. Mao Zedong schätzte sie sehr und hatte sie jahrelang in seinem Besitz, bevor er sie 1958 dem Palastmuseum in der Verbotenen Stadt übergab. In China galt Kalligrafie schon immer als Ausdruck der literarischen Verfeinerung und des Künstlertums; die Handschrift sagte viel aus über den Charakter, ja selbst über die äußere Erscheinung eines Menschen. Bais kleine Schriftrolle besagt: »Der Berg ist hoch und die Wasser sind weit; nur ein kraftvoller Pinsel kann ihre Schönheit und Größe wiedergeben. Geschrieben von Taibai auf der Shangyang-Terrasse am 18. Tag.« Offenbar handelt es sich um ein Gelegenheitswerk, dessen Kontext ungeklärt ist. Der Duktus ist zupackend, harmonisch und fließend und zeigt die innere Ausstrahlung des Schreibenden. Die Schriftzeichen sind das Werk eines meisterlichen Kalligrafen mit einem bemerkenswerten, unverwechselbaren Stil. Die kühne Schönheit von Li Bais Kalligrafie lässt auf einen freien Geist und einen kraftvollen Körper schließen.

Über Bais Kindheit und seinen familiären Hintergrund gibt es kaum Informationen. Das Wenige, was wir über ihn wissen, entstammt dem Bestreben der Forschung, sein Leben konkreter auszugestalten. In seinen eigenen Schriften kommen die Eltern oder Geschwister so gut wie nicht vor. Erstaunlicherweise erwähnt er seine Mutter mit keinem Wort. Man geht davon aus, dass sie keine Han-Chinesin war, sondern einer Minderheit, vermutlich einem Turkvolk, angehörte. Ethnisch gemischte Ehen waren üblich in den entlegenen Gebieten an Chinas Westgrenze, wo die Li-Familie seit zwei oder drei Generationen gelebt hatte, bevor sie wieder ins Landesinnere nach Sichuan zog. Damals waren Chinas Außengrenzen noch nicht eindeutig festgelegt, und die unermessliche Weite der westlichen Peripherie wurde von Mongolen, Persern, Türken und Uiguren bewohnt. Auch der Grenzverlauf zwischen den einzelnen westlichen Königreichen veränderte sich ständig, von denen manche mit dem Kaiserreich verbündet waren. Kriegerische Auseinandersetzungen waren an der Tagesordnung, Kleinstaaten formierten sich und verschwanden wieder.

Auf diese Weise kamen die unterschiedlichen ethnischen Gruppen in Kontakt, und Mischehen waren unvermeidlich. Es ist zwar nicht hinreichend belegt, aber Zeitgenossen behaupteten, er sei zu Teilen *hu* gewesen, also ein Barbar. Die Tang-Dynastie war ein vergleichsweise tolerantes Regime – sehr viel offener als das China unserer Tage –, und Fremde konnten geeignete Stellungen in Gesellschaft und Verwaltung einnehmen. Selbst unter den führenden Generalen der chinesischen Armee gab es Ausländer.

Auch wenn er niemals direkt von seiner Mutter spricht, darf man annehmen, dass sie eine bemerkenswert starke Frau mit viel Energie und Stehvermögen gewesen ist. Sie schenkte ihrem Mann zahlreiche Kinder, und Bai muss, obwohl er mehrere ältere Brüder hatte, ein wildes, tatendurstiges Kind gewesen sein. Über seine älteren Brüder lässt sich kaum etwas sagen. Wir wissen, dass Bai eine jüngere Schwester namens Runder Mond hatte. Allerdings ist unklar, ob sie mit der Familie nach Sichuan zurückkehrte oder dort erst geboren wurde. Sie heiratete später einen Einheimischen. Ihr Grab befindet sich in Jiangyou, der Heimatstadt der Lis in Sichuan; es ist auch heute noch gut gepflegt und von Blumen und Pflanzen umgeben. Bai hatte noch einen jüngeren Bruder, der vermutlich in Sichuan auf die Welt kam. Bevor die Familie wieder ins Landesinnere zog, lebte sie in der Gegend von Suyab (das heutige Tokmok in Kirgisistan), das während der Tang-Dynastie zum Gerichtsbezirk Anxi gehörte, einer regionalen Verwaltungs- und Militäreinheit.³ Bais Vater war ein erfolgreicher Kaufmann, der mit Getreide, Stoffen, Alkoholika, Trockenfrüchten, Haushaltsgeräten und Papier handelte. Papier war im China jener Zeit weithin erhältlich; es gab viele verschiedene Sorten, hergestellt aus unterschiedlichen Materialien wie Hanf, Stroh oder Baumrinde, wobei das strapazierfähige, glänzende Bambuspapier das bei Weitem kostbarste war. Über die Seidenstraße – jenes berühmte Netzwerk an Verkehrswegen, dessen Anfänge in der Han-Zeit liegen (206 v. Chr. – 220 n. Chr.) und das China mit Indien, Zentralasien, Arabien, Afrika und Europa verband – wurde Papier zunächst in Arabien, dann in Europa eingeführt. Li Bais Vater gehörte zu jenen Kaufleuten, deren Kamelkarawanen in China hergestellte Waren in

den Westen brachten. Er ließ aber auch Produkte aus den entlegenen westlichen Gebieten ins Landesinnere transportieren, vor allem Felle, Heilpflanzen und Trockenfrüchte. Oft nahm er die älteren Söhne auf seine Handelsreisen dorthin mit und führte sie in die Geschäfte ein. Entlang des Jangtse besaßen die Lis mehrere Handelsniederlassungen, und ihr Unternehmen wuchs stetig. Vieles weist darauf hin, dass sie beträchtliche Reichtümer ansammelten.

Li Bais Vater hieß Li Ke, ein Name, der für chinesische Ohren ungewöhnlich und exotisch klingt. *Ke* bedeutet auf Chinesisch »Gast«, und nur sehr wenige Leute dürften zu jener Zeit und in jener Gegend einen Namen getragen haben, der Konnotationen wie »Fremder« oder »Außenseiter« nahelegte. Auch der Familienname Li ist nicht verbürgt. Es gibt die Vermutung, dass Bais Vater ihn angenommen hat, als er ins Landesinnere zurückkehrte. Erfundene Familiennamen waren damals keine Seltenheit. In der Hoffnung auf Schutz und gesellschaftlichen Aufstieg versuchte man sich dadurch den mächtigen Familien einzugliedern. Lebenslang sollte Li Bai eine gewisse Nähe zum kaiserlichen Klan beanspruchen, denn Kaiser und Prinzen trugen denselben Familiennamen. Obgleich alle Kaiser der Tang-Dynastie Li hießen, manipulierte selbst die Kaiserfamilie ihre Herkunft, um einen rein chinesischen Stammbaum präsentieren zu können. Der erste Tang-Kaiser Taizu hatte durch seine Mutter, eine Angehörige des Tartarenvolks der Sien-pi aus dem südlichen Hebei, fremdes Blut in den Adern. Später behaupteten die kaiserlichen Historiografen dann, die kaiserliche Familie stamme ursprünglich aus Guanlong, einer Region zwischen den Provinzen Gansu und Shanxi; die Lis aus Hebei gehörten dort nämlich einer Minderheit an, während die Lis aus Guanlong ein angesehener, mächtiger und rein chinesischer Klan aus Zentralchina waren. Das könnte zumindest teilweise erklären, warum die Kaiserfamilie niemals dementiert hat, dass Li Bai einer der ihren war; auch ihre Genealogie ließ offenbar Raum für Selbsterfindung.

Li Ke war ein kluger, geschäftstüchtiger Mann. Li Bai schreibt in der Vorrede zu einem Gedicht⁴, sein Vater sei gebildet gewesen (vermutlich Autodidakt) und vertraut mit den Klassikern, die er auch seinen Kindern nahebrachte. Li Ke behauptete, das Stammbuch seiner

Familie sei auf der Reise ins Landesinnere verloren gegangen, gleichwohl stammten sie aber von dem großen General Li Guang (184–119 v. Chr.) ab, der vor mehr als acht Jahrhunderten in der westlichen Grenzregion stationiert gewesen war. Li Guang war ein legendärer Feldherr, der die westliche Peripherie gegen die Aggression fremder Mächte – vornehmlich Hunnen aus Zentralasien – verteidigte. Viele Gedichte und Geschichten feiern seinen Mut und seine Taten. In einem Gedicht heißt es: »Solange der Fliegende General dort ausharrt, / trauen sich die Pferde der Barbaren nicht über den Berg Yin.« Der Berg Yin war der Übergang von den westlichen Landesteilen nach Zentralchina und der »Fliegende General« ein Ehrentitel, den die Hunnen Li Guang wegen seiner schnellen, unvorhersehbaren Manöver gegeben hatten. In einer Geschichte, die uns durch den Historiker Sima Qian überliefert ist, heißt es, Li Guang und seine Leibgarde seien einmal im Wald einem Tiger begegnet. Der General schoss einen Pfeil auf die Raubkatze ab. Als seine Männer die Beute am nächsten Tag heimholen wollten, erkannten sie, dass es sich nicht um ein Tier, sondern um einen braunen Stein handelte, in den der Pfeil eingedrungen war – ein Beweis dafür, dass der General stark genug war, um eine Pfeilspitze in einem Fels zu versenken. Trotz aller Bemühungen gelang es ihnen nicht, den Pfeil herauszuziehen. Dennoch brachten seine Siege und die Loyalität gegenüber dem Kaiserhof der Han Li Guang nicht die verdiente Anerkennung durch die Zentralregierung; er durfte nicht einmal ins Landesinnere zurückkehren. Diese schmäbliche Behandlung seitens seiner Vorgesetzten enttäuschte ihn so sehr, dass er sich schließlich selbst die Kehle durchschnitt.

Li Kes Behauptung, in der 16. Generation mit dem berühmten Vorfahren verwandt zu sein, ließ sich schlecht widerlegen, denn der General hatte im westlichen Grenzgebiet Chinas tatsächlich einen Familienzweig hinterlassen. Doch damit nicht genug. Die revidierte kaiserliche Genealogie der Tang legte nahe, dass die Mitglieder des Kaiserhauses und General Li Guang gemeinsame Vorfahren hatten, die einst in Guanlong in der zentralen Ebene lebten, was Li Kes Familie – ihren eigenen Aussagen zufolge – zu Blutsverwandten des Tang-Hofes machte. Über diese Linie wäre Li Ke dann auch mit einer

früheren Generation dieses Stammbaums verbunden gewesen, der noch viel weiter zurückreichte als die damalige Kaiserfamilie. Daher konnte Li Bai später auch andeuten, der derzeitige Kaiser Xuanzong sei sein Großneffe.

Selbsterfindungen dieser Art konnten verwirrend sein. Zusätzlich kompliziert wurde die Sache dadurch, dass Li ein sehr häufiger Name war, der durch die Verbindung zum Kaiserhaus zusätzlich an Attraktivität gewann. (Heutzutage gibt es auf der Welt schätzungsweise hundert Millionen Lis.) Auf Reisen traf Li Bai zahllose Menschen mit demselben Nachnamen, die er aus Gewohnheit und im Sinne einer höflichen Geste als seine Blutsverwandten betrachtete. Vor allem wenn es sich um einflussreiche Beamte handelte, redete er sie gern mit »Cousin« oder »Neffe« oder »Onkel« an und widmete einigen sogar Gedichte. Er hatte daher praktisch überall »Verwandtschaft«, und es lässt sich kaum sagen, wer davon tatsächlich blutsverwandt war.

Li Bai war fünf Jahre alt, als der Vater die Familie von Suyab zurück ins Landesinnere umsiedelte. Ihr Weg führte sie über das Tianshan-Gebirge und durch Wüsten, und sie erreichten Sichuan erst ein gutes halbes Jahr später. Li Bai scheint sich Erinnerungen an die entbehrungsreiche Reise bewahrt zu haben, denn seine Gedichte erzählen oft von einer unermesslichen Wildnis, ein Topos, der sich nur bei ihm findet. »Mond am Bergpass«, eines seiner berühmtesten Grenzland-Gedichte, beginnt mit der Schilderung einer solch majestätischen Landschaft:

明月出天山 蒼茫云海間
長風幾萬里 吹度玉門關
《關山月》

Der Mond geht auf über dem Tianshan,
segelt durchs Wolkenmeer.
Der Wind, zehntausend Meilen lang,
bläst über den Yumen-Pass.

In Sichuan angekommen, ließen sich die Lis im Kreis Changming (das heutige Jiangyou) nieder und errichteten ihren Stammsitz im Dorf Qinglian. Es lag etwa dreißig Kilometer nördlich der Kreisstadt, und die Landschaft dort hatte einen mystischen Charakter. Gelbe Blüten hingen in den Bäumen, zwischen denen Bambus wucherte, und weil die Flüsse Fu und Jian das Gebiet nach Süden hin begrenzen, waren Land und Himmel stets in Dunst- und Nebelschwaden gehüllt.⁵ Es war ein abgelegener, einsamer Ort; der gesamte Kreis zählte nicht mehr als ein paar tausend Haushalte. Warum ließ sich Li Ke mit seiner Familie ausgerechnet in einem so verlassenem Dorf nieder? Das war weder vorteilhaft fürs Geschäft noch für die Erziehung seiner Kinder. Die Frage muss offenbleiben. Einige Forscher vermuten, dass Li Ke damit den Folgen einer Fehde oder einem Konflikt mit lokalen Beamten aus dem Weg gehen wollte.⁶ Da in Jiangyou die Seidenstraße begann, muss Li Ke vorher schon auf Geschäftsreisen durch die Gegend gekommen und mit Land und Leuten vertraut gewesen sein. Seine Standortwahl – abgelegen, aber doch mit der Außenwelt verbunden – dürfte also durchaus überlegt gewesen sein.

Von ihrem neuen Wohnort aus nahmen Li Ke und seine Söhne den Handel in Sichuan und entlang des Jangtse wieder auf. Reich und geschäftstüchtig, wie er war, verlieh er auch Geld. Bald darauf begann er für den Daming-Tempel zu arbeiten, eine zur damaligen Zeit bekannte buddhistische Pilgerstätte. Vermutlich fungierte er als eine Art Mittelsmann für Geldgeschäfte und als Zins- und Schuldeneintreiber, denn offiziell durften Tempel sich nicht aktiv am Geschäftsleben beteiligen. So konnte er nahtlos an seine bisherigen Erfolge anknüpfen und wurde in der Gegend bald zu einer angesehenen Persönlichkeit.

Es war damals üblich, dass große, wohlhabende Haushalte ihre Söhne in unterschiedlichen Berufen ausbilden ließen. Auf diese Weise konnte man den Einfluss der Familie ausdehnen, den Reichtum mehren und Sicherheit für ihre Mitglieder und Besitztümer schaffen. Durch Diversifizierung war man gegen Rückschläge und soziale Unruhen besser gewappnet. So hielt es auch Li Ke mit seinen Söhnen: Einige stiegen mit in den Handel am Unterlauf des Jangtse ein, doch für Li Bai hatte er andere Pläne; er sollte die Beamtenlaufbahn

einschlagen, denn der Junge hatte einen wachen Geist und ein gutes Gedächtnis und wäre dazu bestens geeignet. Um dieses Ziel zu erreichen, musste Li Bai die Klassiker studieren und eine solide Schulbildung erhalten. Sein Vater ließ sich Bais Ausbildung also wesentlich mehr kosten als die seiner anderen Söhne.

Zur damaligen Zeit zählten Händler und Geschäftsleute zu den unteren Schichten der chinesischen Gesellschaft. Der Staat konnte – und kann es auch heute noch – ihr persönliches Vermögen einziehen und sie willkürlich zu Kriminellen erklären, obwohl überhaupt kein Verbrechen vorlag. Wann immer die Regierung in Geldnöten war, schröpfte sie Geschäftsleute und Grundbesitzer und ließ ihnen keinerlei Raum für Sicherheit und Wachstum. Reichtum galt daher nicht unbedingt als adäquates Mittel zur eigenen Absicherung. Eine in China über Jahrtausende bewährte Methode zur Wahrung der eigenen Interessen war daher die Annäherung an die politische Macht, indem man sich etwa mit hohen Beamten anfreundete oder gleich selbst die Beamtenlaufbahn einschlug. Die Karriere, die die Familie Li für Bai vorsah, scheint diesem Muster gefolgt zu sein. Der Vater mag damit zugleich die Absicht verfolgt haben, das Ansehen der Familie zu mehren, indem er Bai in die Lage versetzte, ihr durch seine Taten dauerhaft Ehre zu machen.

Obwohl das System der Beamtenprüfung bereits seit über einem Jahrhundert etabliert war, blieb der Weg in den Staatsdienst weiterhin mit Beschränkungen und hartem Wettbewerb verbunden. Als Sohn eines Händlers war es Li Bai eigentlich nicht gestattet, die Prüfungen abzulegen. Geschäftsleute galten als unehrliche Elemente und ihre Söhne als ungeeignet für die Beamtenlaufbahn. Nur junge Leute aus Beamten- oder Adelfamilien oder die Söhne von Großgrundbesitzern wurden zu den Prüfungen zugelassen. Zu jener Zeit gab es in China etwas mehr als zehntausend Beamte. Doch jedes Jahr standen den Prüflingen nur rund dreißig neue Posten offen, und die wurden nicht ausschließlich aufgrund der Prüfungsergebnisse vergeben. Man brauchte darüber hinaus einen Fürsprecher, einen Beamten in möglichst hoher Stellung, der den Bewerber unterstützte. Daher kamen viele Absolventen trotz ihrer Intelligenz und Bildung niemals zum Zuge.